

Le Can. P. 159
Briefe

über

den Calibat

unfrei

katholischen Geistlichen.

Von

K—u—r und W—o—g.

Ein Anhang

zu den

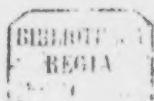
Briefen über das Mönchswesen.

Naturam expellas furca,
tamen usque recurret.

Horat.



Oberhausen 1781.





I.

Mein Freund!

Ich zweifelte lange, ob ich Ihnen schreiben, oder wenn ich schriebe, ob ich Ihnen auf Ihren Brief antworten wolle. Endlich überwand die Vorstellung, Sie möchten etwa aus meinem Stillschweigen schließen, ich sey mit Ihrem fürchterlichen Sage, der so kaltblütig in Ihrem letzten Briefe dasiehet, einverstanden. Es wäre besser, sagen Sie, wenn es unsrer Geistlichkeit zugestanden würde, Weiber zu nehmen. Wissen Sie auch, was Sie damit sagten?

U 2

Sie



Sie sagten, es wäre besser, wenn man einem vollkommnern Stande den unvollkommnern vorzöge; wenn man geradezu wider den ausdrücklichen Rath des heiligen Paulus und die Lehre der heiligen Väter handelte; wenn man sich über die heiligen Kirchenverordnungen, die in ganzen Versammlungen festgesetzt und gutgeheißen worden sind, hinweg setzen würde; wenn man der Geistlichkeit erlaubte, wider das Gelübde der Keuschheit zu handeln; wenn man der Geistlichkeit noch eine Gelegenheit mehr gäbe, durch tausendfache neue Zerstreungen die Pflichten ihres wichtigen Standes entweder ganz zu versäumen, oder nur zum Theil und halb und halb zu verrichten; wenn man — — Doch ich mag mir den Gräuel nicht einmal denken, der aus Ihrem schönen Projekte folgen würde. Und Sie, — den ich doch immer im Herzen so gut orthodox und



gerecht gefunden, Sie getrauen sich,
einen solchen Satz zu behaupten? —
Doch ich glaube, es war Ihr Ernst nicht,
und vielleicht nur Scherz, den Sie legt-
hin aus der Zeitung geschöpft, und mich
nun damit in Bewegung bringen wollten.
Über Ihr ganzer Brief war doch nichts
weniger als scherzhast, und ganz wider
Ihre gewöhnliche Laune. Hören Sie,
Freund, ich bin recht im Kummer.
Schreiben Sie mir nächstens Ihre Be-
sinnungen darüber offenherzig. — Und
ist es etwa Ihr Ernst gewesen; so waf-
fen Sie sich nur fein stark mit Ihren
Sophistereien. — Denn wirklich, eine
hochwürdige Frau Pfarrerin — nein,
das wäre ein Absurdum, so groß, als
eines. Ihrer Gattin und Kindern mei-
nen Respekt.

den 20 April, 1781.

Ihr

K — u — t.

U. 3

2.

Hochwürdiger Herr!

Daß ich meinen fürchterlichen Satz, oder wenigstens eine lebhaftere Erinnerung daran so zum Theil aus der Zeitung schöpfte, darinn haben Sie vollkommen Recht. Aber daß Sie ihn für Eherz nur, und nicht für wahren Ernst hielten, darinn haben Sie Unrecht. Und wenn Sie oben darein noch gar glauben, ich werde meine Meinung mit Sophistereien beweisen, werde nicht austreichen mit Gründen, meine Meinung jedem heißen Denker einleuchtend und un widersprechlich gut vorzustellen, so haben Sie noch weniger Recht. Also wäre es damit mein Ernst? — Ja Herr, und so Ernst, daß ich Willens bin, Ihnen nach und nach meine Meinung und die unläugbaren Vortheile für den Staat



Staat sowohl, als die Kirche, aus einander zu setzen. Theologische Demonstrationen und Subtilitäten, Curialismus und dergleichen Gespenster lassen wir beyseite. Daß der Eelibat nicht von Gott in seiner Schrift geboten; daß er in der Kirche nicht von jeher, und nicht allgemein eingeführt worden; daß ihn einige Concilia verworfen und einige angenommen haben; daß er eigentlich unter die zufällige Kirchendisziplin gehöre; daß das Sakrament der Priesterweihe und der Ehe keine widersprechende Sakramente seyen; daß ihn die Kirche, und mit dieser jeder Regent in seinen Landen einschränken könne; daß man auch während des Gebots schon einigen Priestern die Ehe gestattet habe; und daß, wenn der Eelibat unter einigen nothwendigen Bedingungen eingeschränkt würde, ein großer Schritt zur Vereinigung unserer wahren Kirche mit der Evangelischen



Kirche gethan wäre — dieß wissen Sie und die ganze Welt. Ich glaube daher, daß weder Sie, noch sonst ein kluger Mann, dem Sie etwa meine Briefe zeigen möchten, es von mir für einen zu Kühnen Schritt wider die Kirche halten werden, wenn ich den gezwungenen Eclibats unsrer Geistlichkeit wirklich befreite. Sophisterei oder Reuerungs- sucht sind meine Waffen gar nicht. Gesunder Menschenverstand, Erfahrung, Liebe zur Wahrheit, Eifer für die Erhaltung und Besserung der Sitten, Ausichten eines glücklichen Staates sind einzig und allein meine Gründe und Waffen. Wenn ich also sage, es wäre besser, wenn es unsrer Geistlichkeit (nicht der Klostertlichen) zugestanden würde, Weiber zu nehmen, so sag' ich, es wäre besser für den Staat in Rücksicht der Geistlichkeit, und in Rücksicht der Christenheit.

Wollen



Wollen Sie darüber meine Beweise lesen, Hochwürdiger Herr, so hoff' ich, Sie, wo nicht selbst auf meine Rechnung zu ziehen, doch zu überzeugen, daß ich nichts, desto weniger ein guter Christ bin, und vielleicht zu bewirken, daß hie und da ein gerechter Fürst und Menschenfreund meinen Vortrag billiget, und den Geistlichen Weiber und uns rechtschaffene Geistliche giebt. Meine liebe Hälfte und Kinder danken Ihnen herzlich, und sagen Ihnen wieder eben so viel Schönes zurück.

den 25 April, 1781.

Ihr

W—o—g.



3.

Sa, sa, der H — hole mir den guten Christen, der sich so mit einem leichten Fuße über die Concilia und Patres und Vota hinaussetzt! Etwas ungebunden wußte ich von jeher, daß Sie dächten, und hatte darob schon manche Liebe Noth mit Ihnen; aber daß Sie es je so arg machen, Verordnungen der Kirche angreifen, den Eulubat unsrer Geisteslichteit für einen Knoten ansehen sollten, der sich zerhauen läßt, wie der Gordische, nein, dieß hätte ich nicht geglaubt. Doch so leicht, als Sie glauben, Herr Exphist, kommen Sie mir nicht davon, und ich fürchte, Ihre Zähne möchten so tief nicht stecken, daß sie die Rüsse, die ich Ihnen reichen will, werden aufbeissen können, ohne zu brechen. Ich will Ihnen meine Einwürfe nicht einzeln mittheilen, sondern will Ihnen die Gutschat erweisen,



weisen, und das ganze Heer in seiner Ordnung zeigen, daß Sie sich etwa noch mit Anstand zurückziehen, oder, wenn Sie sich den Streit doch einmal in den Kopf gesetzt haben, ritterlich sterben mögen. Aufgeschaut, Herr Sophist!

Die Kirche legt den Geistlichen den Eälibat mit Recht und Ruhen auf.

Der Eälibat ist sittlich möglich.

Christus hat ihn seinen Jüngern angerathen.

Die Apostel haben die Lehre ihres Meisters mit Worten und mit ihrem Beispiel bekräftiget,

wie auch andere apostolische Männer.

Die Kirche hat das Recht und die Macht, ihn zu fordern, um ihren Zweck zu erreichen.

Sie

Sie kann ihre Diener unter gewissen Bedingungen aufnehmen.

Der Cälibat ist wirklich ein vollkommener Stand, als der eheliche.

Der Geistliche kann ohne Weib dem Herrn, dem er besonders gewidmet ist, besser dienen.

Sehen Sie, Freund, da steht meine ganze Schlichterung. Beweisen will ich von diesen Gründen noch keinen, vielleicht überheben Sie mich selbst der Mühe, und strecken Ihre Fahne, ehe Sie zu Felde ziehen. Ich erwarte Ihren nächsten Brief mit Ungeduld.

den 30 April, 1781.

Ihr

K—u—r.



4.

Hochwürdiger Herr!

Meine Hand will ich Ihnen geben, Herr, aber die Fahne nicht. Und wenn ich Ihre Schlachtordnung, wie Sie zu scherzen beliebten, so recht untersuche, so scheint mir immer, daß Sie bey ihrer Anordnung mehr Furcht äußerten, als Hoffnung auf Sieg. Denn wer sich so allgewaltig hinter gar so viel Mauern verschanzt und verbosset, dem ist sicherlich nicht wohl ums Herz. Seys nun Furcht, oder stiller ungekannter Wunsch, mit Ehren überwunden zu werden, so sag' ich Ihnen ein. für allemal, Herr, Sie sind geschlagen, nicht eben in der fürchterlichen Bedeutung dieses Wortes, sondern, Sie sind auf meiner Seite. Ich könnte die Sache ganz kurz sagen, könnte sagen, ich



ich stimmte mit Ihren Einwürfen, mit einigen ganz, mit andern halb, und mit einem durchaus nicht überein, könnte meine Erklärungen und Einschränkungen und Gegendeweise befezen, und der Sache ihr schönes Ende geben. Aber das will ich nicht. Sie sollen mir Ihre Säge beweisen, ich will dagegen meine Säge auch herschreiben, auch beweisen, meine Behauptung mit Vernunft und Erfahrung unterstützen, und, wenn Gott will und der weise Regent, meinen hochwürdigen Herrn Pfarrer an der Hand einer rechtschaffenen und liebenswürdigen Gattinn noch vergnügt und glücklich sehen.

So weit dachten Sie wohl nicht, daß wir schon wären! Nun meine Schlachordnung! Aufgeschaut, Herr Theolog, Herr Pfarrer!

Die

Die Kirche kann den Geistlichen mit Recht und Nutzen den Eälibat abnehmen.

Der Eälibat ist von Christus nur Einigen, nicht Allen angerathen, konnte und kann auch nicht Allen angerathen werden.

Wenn die Kirche den Zweck des Eälibats nimmer erreicht, wie sie ihn auch wirklich nimmer erreicht, so ist sie befugt, den Geistlichen diesen Zwang abzunehmen.

Es ist wirklich dem Staate nütlicher, wenn der Eälibat der Geistlichen aufgehoben wird.

Es ist der Geistlichkeit nütlicher.

Es ist der Christenheit nütlicher.

Der rechtschaffene Geistliche wird mit einer Frau Gott und dem Staate



te eben so wohl dienen, ja noch besser,
als ohne Frau. Der liederliche
Geistliche wird immer liederlich seyn;
mit einer Frau vielleicht minder liederlich;
vielleicht gar rechtschaffen.

Eben Sie, Hochwürdiger Herr,
dieß wären so ungefähr meine Gründe.
Diese und die andern beweisen, bestreiten,
billigen wir nach und nach Stückweise,
ohne uns an ein System zu binden.
Wahrheit bleibt immer Wahrheit.
Die nächste Post bringt mir doch einen
Brief? —

den 6 May, 1781.

Ihr

W—o—g.

5.

5.

Mein Freund!

Daß die Kirche das Recht und die Macht hat, den Geistlichen den Eelibat aufzulegen, dafür fordern Sie wohl keine Beweise. Denn so viel ich aus Ihren bisherigen Briefen sehe und Sie aus einem langen Umgange kenne, ist Ihre Absicht nicht, die Kirche zu bestreiten. — Denn wäre dieses, so würde ich mir Ihre Briefe von einem solchen Inhalte geradezu verbitten. Daß der Eelibat sittlich möglich ist, wollen Sie davon Beweise? — Gut! Christus lehrte es beim Matth. im 19. K. Denn nachdem er dort den Ehestand als dem ganzen menschlichen Geschlechte nothwendig empfohlen und erklärt hatte, daß er nur aus zwei Personen bestehen solle, sagten seine Jünger (im 10. B.): „Wenn

B

1118

„es eine solche Beschaffenheit des Men-
 „schen mit seiner Frau hat, so ist es nicht
 „gut zu herrathen.“ Darauf antwor-
 tete ihnen Jesus: „Nicht alle fassen
 „dies Wort, — sondern die, denen es
 „gegeben ist. Denn es giebt Verschnit-
 „tene, die aus dem Mutterleibe so geboh-
 „ren sind, — und es giebt Verschnittene,
 „ne, die so von Menschen gemacht sind,
 „und es giebt Verschnittene, die sich
 „selbst verschnitten haben, um des Him-
 „melreichs willen. Wer das fassen kann,
 „der fasse es!“ Alle Kirchenväter und
 Ausleger der heiligen Schrift kommen
 überein, daß diese letztern Worte: „die
 „sich selbst verschnitten haben,“ so viel
 heißen, als: die die ewige Keuschheit hal-
 ten wollen. Es folgt also hiemit aus
 diesen Worten Christi, daß der Eälibat
 sittlich möglich ist. Christus hat den
 Eälibat seinen Anhängern angerathen,
 da er sagte: „wers fassen kann, der fass-
 „se



„se es! „ Und wieder im 29 B. des nämlichen Kapitels: „Ein jeder, der sein „Haus, Bruder, Schwester, Vater, „Mutter, Ehefrau &c. &c. wegen meinem „Namen wird verlassen haben, soll ein „hundertfachen Lohn empfangen, „und das ewige Leben besitzen.“ Wolle ich Ihnen alle Texte herschreiben, Herr, die im Evangelium den Eelibat anpreisen, so würde ich an kein Ende kommen. Für heute sey dieß genug! Das nächstemal geh' ich weiter.

Den 11 May, 1781.

Ihr

K-u-r.

B 2

6.

6.

Hochwürdiger Herr!

Sa, mein lieber Herr Pfarrer, da haben Sie vollkommen Recht! Die Kirche hat das Recht und die Macht, den Geistlichen den Cälibat aufzulegen. Der Cälibat ist sittlich möglich; und Christus hat denselben seinen Anhängern angerathen. Was folgt daraus? — Etwa, daß es wider Orthodoxie und Glauben laufe, wenn der Cälibat den Geistlichen abgenommen würde? — So weit, Herr Pfarrer, werden Sie sich doch in Ihrer Theologie nicht verlohren haben? Wenn die Kirche das Recht und die Macht hat, den Geistlichen den Cälibat aufzulegen, so hat sie eben darum auch die Macht und das Recht, denselben den Geistlichen wieder abzunehmen. Oder hat sie dieß etwa noch nie gethan, daß sie

sie ein selbst gemachtes Gesetz wieder aufgehoben hätte? — Ich würde Ihnen gleich hier ein Beispiel anführen, wenn ich es nicht schicklicher fände, dasselbe erst in einen meiner folgenden Briefe einzurücken. Der Calibat ist sittlich möglich. Warum aber, weil er sittlich möglich ist, aus der Möglichkeit Zwang, aus einem Rathe Gebot machen, und die Gewissen der Menschen binden, beschweren, der Gefahr der Sünde aussetzen, weil der Calibat sittlich möglich ist? — Christus hat ihn seinen Anhängern angerathen, wieder Recht! Aber er hat ihn nur Einigen, nicht Allen angerathen, und hat ihn auch nicht Allen anrathen können. Denn Gott kann sich nicht widersprechen, würde sich aber widersprochen haben, wenn er gegen sein eignes Lob des ehelichen Standes Allen den Calibat angerathen hätte. Es ist also blos Rath des Herrn, Ca-



lebs zu seyn und zu bleiben. Wenn er es also bey seinen Jüngern, bey seinen Dienern und auch für unsre Zeiten, die ihm dort gegenwärtig waren, wie igt, für unsre Geistlichen so ersprießlich und nothwendig gefunden hätte, warum hat nicht er selbst dieß Gebot der Verschnittenen gemacht, warum erst auf die Kirche gewartet? Die übrigen Verhaltungsregeln seiner gesalbten Diener hat er alle genau bis aufs Pünktchen beschrieben und bestimmt, den Ealibat aber nirgend befohlen, nur angerathen. Die Kirche hingegen hat dem lieben Gott (Erlauben Sie mir den Ausdruck) sein Argument corrigirt, aus einem göttlichen Rathe ein Kirchengebot für die Geistlichen gemacht, und folglich die Gewissen der Geistlichen, weil es sittlich möglich ist, gebunden, die Gott, weil es nicht für nothwendig fand, nicht gebunden hat. Das sey aber nicht gesagt,
Herr



Herr Pfarrer, als wenn ich behaupten
wollte, die Kirche habe damals, da sie
dieß Gebot machte, unrecht gethan.
Damals hatte sie ihren Zweck, den sie
auch wirklich durch dieß Gebot erreich-
te. Ob sie ihn aber noch so erreicht,
wie damals?

den 17 May, 1781.

Ihr

W—o—g.

24

7.



Freund!

Wenn Sie sich einen Knecht dingen, Freund, so steht es allein bey Ihnen, unter was für Bedingungen Sie ihn in Ihre Dienste aufnehmen wollen. — Diese legen Sie ihm vor, und wollen darüber unverbrüchlich gehalten wissen. Wenn nun meine Bedingungen zu schwer sind, sagen Sie, der entschlasse sich meines Dienstes. Soll nun unsere Mutter, die Kirche, welche wissen muß, was ihren Kindern erspriesslich und gut ist, nicht das nämliche Rechte haben, das ein jeder Hausvater hat? Und läßt sie es nicht jedem frey, vorher Ueberlegungen anzustellen und zu überdenken, ob er Stärke genug habe, sich einen Stand zu wählen, dem sie aus wichtigen Gründen den Ealsibat aufgebürdet

bürdet hat? Es ist erstaunlich mit Euch Herren, daß Ihr nur immer auf die Kirche stürmet, nur ihre Freyheiten und Gränzen näher bestimmen und einschränken, die Andern hingegen erweitern wollet! Daß Gott mit dem Ealibat auf die Kirche gewartet habe, was wol-
len Sie damit sagen? — Also hätte die Kirche gar kein Gebot machen sollen, das nicht Gott schon zuvor gemacht hat? Also nichts von der österlichen Beicht und Communion? nichts von der Messe an Sonn- und Fepertagen? nichts von der Fasten? Warum nicht? weil Gott diese Gebote nicht selbst gemacht hat. Sie wissen doch den Spruch noch, Herr, was zu viel beweiset, beweiset eben deswegen nichts. Lassen Sie dieses Gebot also immer gut seyn, Freund! Die Kirche kann nach Ihrem eignen Geständnisse den Ealibat zu ihrem Zwecke fordern. Denn sie kann dasjenige auf die



Ecce zu räumen befehlen, was die Die-
 ner des Evangeliums von den Verrich-
 tungen des Predigtamtes, der Seelsor-
 ge und den kirchlichen Geschäften abjuge
 und sie daran verhinderte. Dieß aber
 thut die Besorgung irdischer Dinge, die
 Eerfgalt für die Haushaltung und Erzie-
 hung der Kinder, die aus dem Ehestan-
 de entspringen. Denn so sagt der gro-
 ße Paulus: „Ich will aber, daß ihr
 „ohne Bekümmernis seyd. Der aber
 „ohne Ehefrau ist, besorgt da. was
 „des Herrn ist, und wie er den Herrn
 „gefallt; der aber mit einer w u ist,
 „besorgt, was der Welt ist, u ie er
 „seiner Frau gefalle, und ist getzalt.“
 Ehen Sie nun bald, was die Kirche
 für einen Zweck hat? Die Kirche will,
 daß ihre Diener, so wie in den übrigen
 Stücken, also auch in diesem, der Chri-
 stenheit zum Muster dienen. — Sie
 will, der Geistliche soll sich einen voll-
 komm-



keinnern Stand wählen, als den ehelichen. — Sie will, er soll dem Herrn sein Herz und seinen Leib ganz obugeheile widmen. Könnte dieser Zweck heiliger seyn, Freund? Hab' ich nun Ihre Einwürfe nicht widerlegt? Oder haben Sie auch dawider noch Ihre — — ?

den 23 May, 1781.

Ihr

K-u-r.



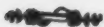
8.

Mein, lieber Mann, Sie haben meine Einwürfe nicht widerlegt, sondern haben neben die Scheibe geschossen, die ich ausgesleckt habe. Ihr Gleichniß da macht Aufsehen in der Ferne, wie die feurigen Männer auf dem Felde: will man sie aber haschen — flugs sind sie weg. Wenn ich meinen Knecht dinge, ihm meine häusliche Ordnung, die ich gehalten wissen will, und die übrigen Bedingungen vorlege, so nimmt er sie an, wenn sie ihm gut und billig, oder wenigstens erträglich scheinen. Wollen sie ihm aber in der Folge in der Ausübung nimmer behagen, — so macht mir der Purtsche einen Bäckling, und sucht sich einen andern Dienst, wo's ihm besser behagt. Ihr aber, meine lieben Geistlichen, müßt harren, wenn ihr gleich

gleich in der Folge erfahret, daß es nicht für euch ist, Eilebs zu bleiben; wenn ihr sehet, daß ihr ewig damit zu Grunde gehen müßt — ihr müßt harren, warum? weil es nun einmal so in der Kirche eingeführt ist; weil man das Verurtheil hat, was für Einen gut ist, sey für Alle gut, und was vor hundert Jahren gut war, sey heute auch noch gut. — Und wie geht es bey den Ueberlegungen der Standeswahl meistens zu? Oft muß der Pube in der Wiege schon den Calibat schwören, weil ein- oder mehrere Familiencanonicate auf ihn warten, weil er das Unglück hat, nicht der Erstgebohrne zu seyn. — Oft erkennt ein eigensinniger Vater, eine andächtige fromme Mutter, geldgierige Anverwandte das junge Herz so sehr, daß es sich hinführen läßt zur Schlachtdank, und seine Freyheit verkauft, ohne zu wissen, wie ihm geschehen ist. Oft wählt

wählt man sich diesen Stand aus menschlichen Absichten, oft weil man glaubet, seinen Unterhalt da am besten zu finden, und einst auch so ein Mann zu werden, der auf Pächter leihet, wie der hochselige Herr Ousef, oder sonst ein reicher Mann. Und in der geistlichen Pflanzschule bringe man den guten Studenten so wenige, so schlechte Begriffe von ihrem Stande bey, macht so wenig auf sie, daß es nur eine Furcht ist und unablässige Verantwortung. — Herr, wolle ich da alle Fälle hersehen, die sich ereignet haben, oder nur die, von denen ich selbst Zeuge bin, es würde Ihnen vor den schrecklichen Folgen des gezwungenen Celibats grauen. Glauben Sie nun, Herr Pfarrer, daß Gott am solchen Doftern Freude und Wohlgefallen hat! daß es nicht unendlich besser und nützlicher wäre, solche unnatürliche Bande zu lösen, an denen die armen Schächer-

opfer



opfer in den Abgrund gezogen werden, und vielleicht — noch tausend Seelen mit sich ziehen? — Was ist besser, daß unter einem Gebote, welches man aufheben könnte und nicht aufhebt, — Seelen von Gott erkaufte zu Grunde gehen; oder daß sie, wenn man ihnen diesen Zwang abnähme, glücklich hier wären und dort würden? Kirche! Mutter der Gläubigen! Lehrerin des Glaubens! — Fürsten! Väter des Landes! Freunde der Menschen! machet doch alle Menschen glücklich! —

„Also hätte die Kirche gar kein Gebot machen sollen, daß nicht Gott schon zuvor gemacht hat?“, Ziemlich artig gefolgert, Herr Pfarrer, wie ihre gute Theologen alle rüflet! Aufgemerkt, ich will Ihnen meinen Satz in Form hersetzen, vielleicht sehen Sie dann, wie unpassend und übelklingend in diesem Stücke



Stücke Ihre Antwort war. — Ich sage mir Ihnen, die Kirche hat das Recht und die Macht, ihren Geistlichen den Eclibac aufzulegen: nun, sag' ich hingegen, hat sie auch das Recht und die Macht, ihren Geistlichen den Eclibac abzunehmen. — Hätte Gott den Eclibac für nothwendig erkannt, so würde er ihn selbst geboten haben. — Die Kirche hat ihn den Geistlichen, denen ihn Gott nur bloß angerathen hat, wirklich geboten, und also ihre Gewissen beschwert, gebunden, und der Gefahr zu sündigen ausgesetzt. Ist dieses wahr oder nicht wahr? Ich gebe Ihnen oben drein noch zu, daß die Kirche zu der Zeit, da sie den Eclibac geboten hat, vollkommen recht gethan habe, weil sie damals ihren Zweck erreicht hat. — Hingegen behaupte ich aber, daß sie jetzt eben so vollkommen recht thun würde, wenn sie ihn aufhob, weil sie nun ihren



ihren Zweck überhaupt nicht mehr erreicht. Die Erfahrung lehrt's. Ehe ich aber zu Beweisen schreite, will ich Sie auch wieder zum Worte kommen lassen und Ihre Gründe lesen, mit denen Sie mir zeigen wollen, was Sie im letzten Briefe mit so viel Eifer behaupteten. Ich bin mit aller Freundschaft ganz

den 27 May, 1781.

Ihr

W-o-g.

Q

9.



9.

Wirklich, lieber Freund, wirklich will ich es mit Eifer behaupten, daß die Kirche gut thut, wenn sie ihren Geistlichen den Cälibat auflegt, denn der Cälibat ist ein vollkommenerer Stand, als der eheliche, und der Geistliche kann ohne Weib dem Herrn, dem er besonders gewidmet ist, besser dienen, und die weisläufigen Pflichten seines Amtes und Standes besser erfüllen. Ich erkläre Eines nach dem Andern. Die Vollkommenheit des Cälibats vor dem ehelichen Stande werden Sie doch dem heil. Weltapostel Paulus nicht abtrogen wollen? „Bist du frey von einem Weibe (sagt er in seinem Sendschreiben an die Korinther im 7 Kapitel) „so suche die auch kein „Weib — und, wer seine Tochter nicht „verheyrathet, thut besser, wellus sa-
 „cit. //



„cit.“ Sehen Sie, Herr, dergleichen Stellen könnte ich Ihnen noch einige anführen, könnte Ihnen Zeugnisse darüber von den heil. Vätern herschreiben. Aber zu was so viel Beweise für einen Stand, den der Herr im Evangelium gewiß nicht würde angepriesen, und noch weniger angerathen haben, wenn er nicht vor dem eh'lichen Stande ein vollkommener Stand wäre.

Der andre Punkt von der Theilung des Herzens zwischen Gott und der Frau ist ohnehin unstreitig offenbar. Ich rufe Sie selbst zum Zeugen, Freund, ob Sie nicht manche Stunde mit den Gefälligkeiten, die Sie ihrer Gattinn erweisen und von ihr wieder erhalten, verlieren? Ob Sie nicht unter dem Kummer, den Ihnen Ihre Haushaltungsgeschäfte machen, oft bis zum Ueberdruß zerstreut werden? Ob Sie bey den Ländeleyen ihrer Kin-

der nicht manche schöne Stunde mit ver-
tändeln? Wenn nun der Geistliche, ver-
ehelicht, seine Zeit unter diese Geschäfte
theilen müßte, wie viel bliebe ihm zu
Geschäften seines priesterlichen Stan-
des, dessen Verrichtungen im Umfange
ausgebreiteter, in der Folge wichtiger,
und in der Wesenheit heiliger sind, Zeit
übrig? Und dennoch können Sie noch
zweifeln, ob die Kirche ihren Zweck er-
reiche? Paulus rath nicht nur Geistli-
chen, sondern auch Andern ohne Unter-
schied den Calibat, wie viel mehr ist er
also Geistlichen rathsam! Verstehen Sie
dieses Argumentum a minori ad maius?
Sind Sie bey dem allem aber doch noch
so verwegen, und beharren auf Ihrem
Sage, so weiß' ich, was ich von Ihnen
zu halten habe. Wider evangelische Ab-
the reden, wider Paulum, Augustinum
und Hieronymum &c. &c. — die Haare
möch-



möchten einem zu Berge stehen! Daß
Sies wissen, ich fürchte mich bald vor
Ihnen! —

den 31 May, 1781.

Ihr

K—u—r.



Da waren Sie aber wieder fürchterlich im Feuer, lieber Freund, haben mich in Gedanken gewiß schon verdammt, und vielleicht gar mit einer schwarzen Kerze in der Hand zum Schrecken aller Gläubigen vor die Kirchthüre gestellt! — Geben Sie sich nur zufrieden, ich streite nicht wider Paulum, glaube, was Gott durch seinen Mund sagt, nicht wider die evangelischen Räte, und will Ihnen auch wirklich kein Weib aufdringen. Meine Kaltblütigkeit würde Sie übrigens unendlich besser kleiden. Man denkt der Sache bedachtsamer nach, und sieht Männchen von Thon auf dem Ofen nicht für Riesen an. Ich laute Ihre Rüsse, die Sie mir reicheten, hübsch langsam, bis sie weich wurden, dann einen Druck — und sie theil-



theilten sich, wie mit dem Messer geschnitten. Ich gebe es Ihnen und dem großen Paulus herzlich gerne zu, daß der unverheyrathete Stand vollkommner ist, als der eheliche. Daß er aber in jeder Lage, in jedem Betracht, für jeden Menschen vollkommner sey, das sagt weder Paulus, noch sonst jemand, der nicht schwärmen will. Denn daraus würde folgen, daß jeder, der nach Vollkommenheit trachten wollte, seine Lenden umgürten und Eßlebs bleiben müßte, oder werden sollte. „Wenn du vollkommen seyn willst, so gehe, verkauf alles, was du hast, und giebs den Armen!“, Gleichwie nun der Geistliche in jedem Stücke den Gläubigen zum Muster dienen sollte, so sollte ers auch in diesem seyn. Dieß ist ein Rath, eben so, wie der Eßlibat, betrifft er nicht alle, alle Geistliche? Gieb die Einkünfte deines



oder deiner Bischofshüter, deiner Pfründe
 oder Pfründen &c. &c. — geben Sie ihre
 Pfarreinkünfte den Armen, und leben
 Sie, wie Paulus, von dem, *quae mi-
 nistraverunt manus israelae*. Nu, warum
 eine so bedenkliche Miene? *Vade et ven-
 de* heißt es unbedingt, nirgend kein *me-
 lius facis*, sondern statthm nur *vade es-
 vende*, und zwar: *si vis perfectus esse!*
 Verstehen Sie dieses Argumentum a pari,
 hochwürdiger Herr Pfarrer? Was die
 Theilung des Herzens betrifft, so ist der
 Grund Ihres Einwurfs nicht ganz so
 unstreitig offenbar, wie Sie wähnen.
Divisus est, sagt Paulus, warum?
 weil er sein halbes Herz dem Weibe ge-
 schenkt hat, und das halbe Gott. Nicht
 wahr, das ist Ihre Stütze, an der Sie
 sich halten? Achtung, Herr Pfarrer,
 wenn Sie aufrecht stehen bleiben wollen!
 Diese Theilung des Herzens ist überhaupt
 Gott unangenehm, ist überhaupt Gott
 schimpf.

schmerzlich, ist überhaupt von Gott verworfen. *Totum te fecit, totum te cupit*, sagt Augustin. Also weg mit der Krone und dem Scepter, ihr gesalbten Häupter! Der Ehemann muß sich scheiden von der Frau, und die Frau vom Ehemann. Ins Feuer mit dem Taufbuche! Weg mit dem geheiligten Wasser aus dem Taufsteine! Die Welt muß aussterben! warum? weil jeder Mensch, der Laie wie der Geistliche, Gott sein Herz ganz schenken muß! — Sehen Sie, Herr, wies geht! Wenn man zu viel beweisen will, so beweiset man nichts. Denn wenn Sie wörtlich auf dieses *Divisus est* bringen, so fällt das Sakrament der Ehe und unsre Welt mit über den Haufen, und das will doch Gott, Paulus, und vermuthlich auch Sie nicht. Sie sehen also wohl, daß man's mit dem *Divisus* nicht so wörtlich nehmen darf. Oder ist es dem Ehemanne, und so wech-



selbstweise der Ehefrau, nicht ausdrücklich
 von Gott geboten, daß sie einander herz-
 lich lieben und sich betrachten sollen, als
 wären sie nur Ein Leib? Ist ihnen nicht
 ausdrücklich befohlen, einander durch
 gegenseitige Gefälligkeiten zuvorzukom-
 men, und unter sich Leid und Freude zu
 theilen? Wer das thut, wird gegen Got-
 tes und Pauli Willen nicht handeln.
 Die schöne Zeit aber, die man auf die
 Geschäfte seines Amtes und Standes ver-
 wenden sollte, in dem Arme seiner Gat-
 tinn verändeln, das nenne ich *Divi-*
sus seyn, und Paulus auch. Wer dieß
 thut, sey er nun Laie oder Geistlicher,
 der fehlt grob, und dem wäre besser, er
 lebte nicht. Nun, zur Güte, hochwür-
 diger Herr, wird der Geistliche, der
 von seinem Stande, von seinem geistli-
 chen Amte, von der Wichtigkeit seiner
 Verrichtungen, und von dem Erhabnen
 des



des göttlichen Dienstes überzeugt, nach seiner Ueberzeugung handelt, kurz, der ein rechtschaffner Mann ist, — wird der deswegen, weil er neben dem Sakramente des Priestertums und der angehängten Gnade auch die Gnade und das Sakrament der Ehe empfangen hat, ein anderer Mann werden? Wird er sein Herz, seine Sorgfalt, seine Genauigkeit, seinen Eifer, und seine Liebe von Gott abziehen, und auf sein Weib verwenden, das er sich zur Gefährtin seines Lebens nach dem Willen und der Einsetzung Gottes gewählt hat? Ich denke nicht, sondern ich denke, er wird wie zuvor der rechtschaffne Geistliche bleiben, und selbst seine Gattinn lehren, was so viele Gattinnen nicht wissen, was Ehestand, was wahre Frömmigkeit und Religion, und was Kinderzucht sey. Aber, sagen Sie, der Kummer und die Sorgen der Haushaltung, und die Län-

de.



beleyen mit den Kindern, rauben dem
 Geistlichen seine Zeit. — Wunderlich!
 also ist dem Geistlichen keine Erholungs-
 stunde erlaubt? Aber wuchern darf der
 Geistliche? Darf im Dorfe der reichste
 Bauer fern? Darf die Haushaltung un-
 ter der Direction der Jungfer Hausherrin
 allein führen? Darf in einer Schenke mit den
 benachbarten Herren Confratribus den lie-
 ben halben Tag durch spielen? Darf zum
 Vergerniß der Welt mit Beschwerung seines
 Gewissens thun, was er, wenn er verhehra-
 thet wäre, mit Recht thun dürfte? Und da-
 zu schreyt seine Seele: *Dirisus est?* Wä-
 re es dagegen nicht besser, der Geistliche
 würde sich zu Hause in den Stunden, die
 er von Amtsgeschäften frey hat, mit
 Erziehung seiner Kinder abgeben, den
 Saamen des Christenthums, der kern-
 haften Frömmigkeit, der Sittsamkeit und
 Tugend unermüdet in ihr junges Herz
 legen, und den Laien zeigen, wie wich-
 tig

tig das Geschäfte sey, unsterbliche Seelen, erkaufte und gegeben von Gott, für den Staat und Himmel zu bilden? — Wäre das nicht besser? — Und so würde jeder rechtschaffne Geistliche gewiß handeln. Der Andere hingegen, der nur Namen und Kleidung des Geistlichen hat, und nicht sein Herz, würde verhehelt weniger Zeit zu Ausschweifungen haben, würde sich vielleicht Anfangs aus Gefälligkeit für seine Gattinn, und nach und nach etwa selbst aus Ueberzeugung befeissen, rechtschaffen zu leben, wo nicht, — so wird er mit wie ohne Weib seyn, was er ist, wird sein Herz hängen an Felder und Ochsen, an Geld und Bucher, und doch dabei haben wenn nicht das Sakrament und die Gnade der Ehe, doch eine verschwiegene und gefällige Haushälterinn. Und so ein Mann soll nicht *Diifus* seyn, solls erst in der Ehe werden? — Was
mey-



meynen Sie, würde die Kirche ihren
Zweck nicht besser erreichen, wenn die
Geistlichen Weiber hätten? Ich bin

den 5 Junius, 1781.

Ihre

W—o—g.

II.

Liebster Freund!

Nun meynen Sie vermuthlich, Sie hätten mit Ihrem Ellenlangen Briefe alles abgethan, und ganz fein ins Reine gebracht? Etwas haben Sie freylich gesagt; aber über einige Fälle sind Sie entweder mit Bedacht, oder aus Uebersehen weggegangen. Ich setzte Ihnen zum Beispiel einen Geistlichen im Dorfe D. . . her. Sie kennen ihn von Person und aus dem Umgange. Sie wissen selbst, wie oft Sie und ich dem Manne schon zu Leibe gegangen sind, wie oft wir ihm schon ans Herz geredet haben, er sollte doch suchen, sich von der Wichtigkeit seines Standes mehr zu überzeugen, und seine Pflichten, die er vermöge des Standes verrichten muß, mit mehr Genauigkeit, mit mehr Antheil und



und Standhaftigkeit zu verrichten; er sollte seine Nebengeschäfte in die gewöhnlichen Erholungsfunden eintheilen, und nicht diese zu Haupt- und jene zu Nebengeschäften machen. Was halbs? Der Mann versprach Besserung, und that, wie zuvor. Ich traf ihn erst gestern, und es war Sonnabend, in einer Gesellschaft an, bey der er sich gewöhnlich einfindet. Da blieb er spät bis in die Nacht, und den andern Tag hält er entweder seinen armen Pfarrkindern gar keine Predigt, unterweist sie gar nicht in der christlichen Lehre, — oder sagt ihnen so was aus dem Stegreife her, aus dem Niemand, und er selbst nicht, klug wird. Nun setze ich den Fall, daß diesem sammtlichen Geistlichen gestattet würde, sich zu verheyrathen. Was meynen Sie, Freund, daß geschehen möchte? Ich glaube, der Mann, der ohne Weib sein Amt nur halb verrichtet, seine Berufs-

ge.



geschäfte vernachlässiget, würde mit einem Weibe noch weniger thätig und arbeitsam seyn, sondern manche schöne Stunde, die er etwa aus Langeweile zu Ausübung seiner Pflichten verwendet haben würde, nun mit seinem Weibchen zubringen, und sich dabey mit jener Entschuldigung im Evangelium: *Vxorem duci* noch groß dünken. — So würde unser Herr Pfarrer in D . . . gewiß handeln, und mit ihm alle, die ihm gleichen. Und wie viele gleichen ihm! Wollen Sie nun, daß die Kirche mit der Erlaubnis zu heyrathen etwa auch bey diesem etwas Gutes stiften würde? —

den 9 Junius, 1781.

Ihr

K — u — r.





Nur nicht zu viel Zuversicht auf
Ihren mir vorgelegten Fall,
hochwürdiger Herr Pfarrer! Denn hät-
ten Sie meinen Brief ganz gelesen, und
nachher auch über denselben nachgedacht,
so würden Sie gefunden haben, daß ich
so einen Fall gar nicht übersehen habe.
Denn nahm ich nicht gerade einen sol-
chen Fall an, und behauptete dabey, daß
ein Mann, der nur den Namen und die
Kleidung eines Geistlichen habe, und
nicht auch das Herz desselben, mit einem
Weibe vielleicht noch besser, und wenn
nicht besser, doch eben so handeln würde,
als ohne Weib? Ich erkläre mich deutli-
cher. Ihr Herr Pfarrer in D . . .
der seines gleichen noch viele hat, ist
ein Mann, der von Jugend an das Un-
glück hatte, nie mit Ernst zur Ordnung,
zur Arbeitsamkeit, zur Thätigkeit ange-
halten

halten zu werden, der so mit geschlossenen Augen hinrannte unter die Hände des Bischofs, und sich salben ließ — zum Diener des Herrn, ohne zu überdenken, wie wichtig sein Stand und wie schwer seine damit verbundene Pflichten seyen, der in seinen Studentenjahren ohne Absicht in den lieben Tag hinein lebte, seine Berufsgeschäfte als eine Nebensache betrachtete, und das meistens seine Hauptforge seyn ließ, wie er sich mit seinen guten Freunden einen guten Tag machen und immer muntern Sinnes seyn könne. Ein solcher geht nun freylich seinen alten Schritt fort, und lebt — weil er nicht unter der beständigen Aufsicht eines Freundes steht, der in einem ungetrennten Umgange mit ihm lebt, und auf jede seiner Handlungen Acht hat — wie er als Knabe und Jüngling lebte. Wäre dieser Mann, der an sich kein verderbtes, nur ein ver-



wohnes und dabey unslätes Herz hat, verbleibt; hätte er eine rechtschaffne, arbeitame, vernünftige Gattinn, so würde diese sein unthätiges Leben, seine ausschweifende Wirksamkeit auf die gute Seite lenken, würde durch liebevolle Erinnerungen den Mann aufmerksam machen, ihn mit Klugheit von den Beschäftigungen, die außer seinem Kreise liegen, entfernen, und ihn nach und nach auf den rechten Pfad führen, auf dem er nun eben so fortwandeln würde, wie er zuvor von demselben abgewichen war. Gesezt aber nun, hochwürdiger Herr, daß die Bemühungen der guten Gattinn alle fruchtlos wären, daß der Mann auf seinen zweckwidrigen Verrichtungen beharrte, ja daß er sogar im Ehestande noch lieberlicher würde; so kann man seine Hartnäckigkeit und seine Lieberlichkeit gewiß nicht dem Sakramente der Ehe und seiner Wesenheit zuschreiben. Oder wäre
der



der Mann etwa in seinem gezwungenen
Celibate besser geworden? Würde er sei-
ne Pflichten genauer erfüllt, und nicht
vielmehr gesucht haben, im Umgange mit
dem andern Geschlechte seine lästige Stun-
den freygut'andeln? — Nicht wahr,
Herr Pfarrer, aus zwey Uebeln, die
unvermeidlich sind, wähle man sich das
kleinste, sagt eine bekannte Klugheitsre-
gel? Die Uebel im gezwungenen Cäliba-
te unsrer Geistlichkeit übersteigen die an-
dern, (wenn aus der Erlaubniß der
Verhehlung je welche entstehen sollten,)
in unverhältnismäßigen Graden! Was
sagen Sie dazu? Ich bin

den 12 Junius, 1781.

Ihr

W—o—g.



Wertheßer Freund!

Sie haben in Ihrem letztem Briefe einen Satz aufgestellt, der mich begierig macht, wie Sie mit dessen Behauptung zurecht kommen werden. Mit unserm Pfarrer in D . . . könnte es streich so gehen, wie Sie sagten, aber es könnte auch nicht so gehen. Oder wäre es etwa nicht möglich, daß er über die Unschuldigkeiten des Ehestandes seine geistliche Berichtigungen, (wie denn weltliche Reize auch wirklich sehr viel Eindruck auf sein Herz machen,) ganz beiseite setzte, seine übrigen Nebengeschäfte beschielte, jene Zeit, die er bisher auf sein Amt verwendete, mit seiner Frau vertheilte, seine arme Heerde vernachlässigte, und so an ihrem Untergange

Edmud



Schuld würde, sich selbst aber damit ebenfalls auf Ewigkeiten unglücklich machte? Wäre dieß etwa nicht auch möglich? — Und bekäme er denn vollends eine Gattinn, genau so beschaffen wie er, oder noch schlechter, wie sähe es dann aus? Wie sähe es um seine Haushaltung, um seine Kinder aus? Denn daß er darauf mehr Sorge tragen, sich ihrer mehr annehmen würde, dieß sage mir nur Niemand. Uebrig, mein Freund, wie müßten denn die Geistlichen diese Zeit über machen, wie müßten die unfrigen noch heut zu Tage machen? Konnte der Geistliche vor Zeiten ohne Weib leben, warum soll ers im Jahre 1781 nimmer können? Warum soll man erst heut zu Tage die herrliche Maxime: aus zwey Uebeln das kleinste zu wählen, in Ausübung bringen? Und die Uebel möchte ich wohl hören, die



aus dem Eelibate entspringen *). Ist etwa der Eelibat vor einigen hundert Jahren und der jetzige Eelibat nimmer der nämliche? Wenn heut zu Tage in so unermesslichen und unverhältnismässigen Graden Uebel daraus entspringen, warum gerade erst jetzt und nicht schon vor mehreren Jahren? Warum sehen doch Sie allein diese Uebel des gezwungenen Eelibates ein, und nicht auſſer Ihnen auch andre, die der Sache steuern, und den Geistlichen, wenns doch durchaus seyn muß, ihre Weiber an den Arm geben könnten? — Je nun, wenn Sie etwa einen geistlichen Sehn hätten, dems vielleicht nimmer behagen wollte, ohne Weibchen zu leben, — so wunderte michs nicht,

*) Statt tausend Beispiele von der Schädlichkeit des Eelibats nur Eines der neuesten. Man sehe Briefe über das Mönchswesen 2ter Theil, S. 210.

Anmerkung von einer dritten Hand.



nicht, warum Sie Ihre Briefe mit so viel Ernst und Nachdruck fortsetzten, da Sie aber nun so einen Sohn nicht haben, zu was so viel Eifer, so viel Ernst und Anstrengung? —

den 17 Junius, 1781.

Ihr

K—u—r.



Hochwürdiger Herr!

Trauen Sie mir so viel Eigennutz,
und so wenig Patriotismus und
Menschenliebe zu, daß Sie sich zu Ende Ihres
letzten Briefes so sehr verwundern, warum
ich mit so viel Eifer, mit so viel Ernst und An-
strengung gegen den Cölibat spreche und
doch keinen geistlichen Sohn hätte? So
schlecht sollten Sie doch von mir nicht den-
ken! Bloß darum zeige ich so viel Eifer und
Ernst und Anstrengung, mein Freund,
weil mir die Sache wichtig ist, wichtig
für den Staat, und wichtig für die
Kirche. Daß diese Wichtigkeit vor mir
noch niemand eingesehen habe, oder zu-
gleich mit mir einsehe, wie können Sie
das wissen? Vielleicht arbeitet schon
wirklich ein wahrer Menschenfreund an
dem

dem seligen Schritte *), den ich, wäre meine Hand so weitreichend, gewiß nach Kräften befördern würde. In Frankreich gährt das Ding schon einige Jahre, hat zu Erasmus Zeiten schon gegohren, und ist allein vom Kurialismus gehindert worden, wies in tausend Gelegenheiten schon gegangen ist, und (wacht nicht Rechtchaffenheit eines wirksamen, klugen, einsichtsvollen Menschenfreunds,) in tausend Gelegenheiten noch ferner gehen wird. Und wann habe ich denn gesagt, daß ich allein der Mann sey, dessen Auge so weit reiche? Daß man von dergleichen Sachen noch nicht öffentlich geredet und geschrieben hat, dieß müssen Sie dem Zwange zuschreiben, den Mäntel seiner Denkart anthun mußte, und dem übeln Empfange, den oft schon

die

*) Gott gebe es!

Anmerk. v. L. v. H.



die trefflichsten Vorschläge erfahren haben. *) Und gesetzt, unsere Briefe kämen zum Vorscheine, was meynen Sie, daß Mancher dazu sagen würde? Steine auf ihn! würde man rufen, Steine auf ihn! Der Mann ist ein Ketzer, weil er gescheider, als unsre Großväter, denken und Neuerungen einführen will. So würde nicht nur der ungelehrte, sondern auch der gelehrte Pöbel rufen, dem seine Kappe schon dünkt, als die er selbst geschnitten hat, oder die nach der Form seiner Urnaden gefüllt ist. — Daß ich keinen geistlichen Sohn habe, wissen

*) Das Schicksal des Verfassers des Ersten Schritts zur Concordatvereinigung der Katholiken und Protestanten muß jedem von Mittheilung solcher Vorschläge abhengen. Doch darf man jetzt in Wien ganz frey sagen, was man in D*** noch kaum denken darf. Hamest. v. z. d. H.



wissen Sie selbst. Also ist's nicht Depo-
tismus, der mich so in Eifer bringt, son-
dern Wahrheit, Erfahrung und daraus
entstandne innerliche Ueberzeugung, es
sey in mannigfaltigem Betracht unbe-
schreiblich nützlicher, unsern Geistlichen
den Eälibat frey zu stellen. — Ob der
Eälibat vor einigen hundert Jahren und
der jetzige nimmer der nämliche sey? Ja
Herr, das Gebot, daß der Geistliche
nicht herrathen darf, ist noch immer das
nämliche. Und Ihre übrigen Fragen —
je nun, hören Sie die schöne Folgerung:
Weil es vor einigen Jahrhunderten so
war, also muß es heut zu Tage noch so
seyn. Können sich die Zeiten nicht ändern?
Kann nicht etwas für diese Umstände
gut seyn, und bey der Aenderung dieser
Umstände minder gut, und wohl gar
nicht gut und endlich gar schädlich wer-
den? Die Kirche bestimmte gewisse Tage
zur Gedächtnißfeyer der Heiligen als Fest-
tage,



tage, gebot, sie so zu feiern, wie die Tage des Herrn. Nach und nach fand sie auch der Regent, daß der Zweck jener Zeiten wirklich nimmer erreicht werde, und daß, wenn man das Volk noch ferner an diese Gebote binde, seine Sünden, deren es ohnehin genug begeht, nur vermehrt und der Zweck dennoch nicht erreicht würde. Sie stellte also den Gläubigen frey, eine große Zahl dieser gebornen Feiertage nimmer zu feiern, sondern an denselben wie an einem ordentlichen Werktag zu arbeiten. Sagen Sie mir nun einen Unterschied, lieber Herr Pfarrer, warum die Kirche den Eclibit nicht eben so sollte frey stellen können, wie das Gebot von den Feiertagen? Etwa weil sie dafür keine so wichtige Gründe hätte, weil aus dem Eclibate viel Gutes entspründe? weil — Herr, ich weiß kein Weil mehr. — Ich sag' Ihnen aber, die Kirche hat noch
wicht.

wichtigere Gründe, den Eclibit freyzustellen, aus dem gezwungenen Eclibate entsteht wirklich mehr Böses als Gutes. Die Beweise davon folgen im nächsten Briefe.

den 21 Junius, 1781.

Ihr

W—o—g.



15.

Sja, wenn Sies so machen, lieber Mann, wenn Sie der Kirche Gesetze vorschreiben, und Böses aus einem göttlichen Rathe und Kirchengebote herleiten wollen, so wäre es auch nicht Wunder, wenn Ihnen ein Paar Steine vor den Ohren vorbeys schnurten. Mein Satz war immer dieser: Sohn, sey nicht klüger, als dein Vater war. Hätte man dieser Maxime immer gefolgt; wäre man nie darüber geschritten, so hätten Luther, Calvin, Zwingel, Huf, Melanchthon &c. &c. keine solche Irrungen und Unruhen in der Kirche verursacht. Ihr Gleichnis mit den Feiertagen paßt nur so halb und halb. Der Arbeitstage waren, gegen die Zahl der Menschen gerechnet, die sich immer anhäuften, und doch alle

ernährt seyn wollten, wirklich zu wenig. Um also den Ausschweifungen zu steuern, die aus Mangel der Arbeit und Nahrung entstanden, mußte man zu diesem Mittel schreiten. Beym Calibate hat es eine ganz andre Beschaffenheit. Erstlich steht es jedem frey, ob er sich diesen Stand wählen will oder nicht, zweytens hat der Geistliche sich durch ein Gelübde dazu verbunden, drittens sehen wirs aus dem Beyspiele des heiligen Petrus, daß dem Herrn dienen und verheyrathet seyn, d. i. mit einer Frau leben, nicht zwar etwas widersprechendes, sondern etwas — ich weiß selbst nicht, wie ich sagen soll, etwas sey, das sich nicht ziemen will. Petrus verließ seine Frau, sobald er sich entschlossen hatte, dem Herrn zu dienen. Würde er das gethan haben, wenn ers nicht für nothwendig gehalten hätte? Doch genug, ich will erst die



Geweisse Ihrer schönen Sätze hören, und
indessen verbleiben

Den 20 Junius, 1781.

Ihr

K-u-r.

16.

Hochwürdiger Herr!

Schön, oder nicht schön, wenn meine Sätze nur wahr sind! — Und das hoff ich, sollen sie Ihnen und jedem werden, der Schwarz nicht für Weiß hält. Doch ehe ich zu Ueberzeugungen schreite, muß ich erst ein Wort auf Ihren Brief sagen. Sie, hochwürdiger Herr, kennen mich und meine Denkungsart, sind von meinem Christenthume überzeugt, und sagen mir da doch so trocken ins Gesicht, ich schreibe der Kirche Gesetze vor, ich leite Böses aus einem göttlichen Rath und Kirchengebote her! Um unsrer Freundschaft willen, Herr Pfarrer, wo sieht so was in allen meinen Briefen? Verwerfe ich denn den Ekel als Rath Gottes überhaupt? Sag' ich denn, die Kirche habe durch die

E 2

Vor.



Vorschrift des Eclibats gefehlt? —
Versieken Sie mich doch recht, allerbe-
ster Herr Pfatrer! Der Eclibat, an sich
betrachtet, ist gut, wenn er blos Rath
bleibt, zu dem ihn Gott mache. Aber
aus Zwang aufgelegt, jedem Geistli-
chen aufgelegt, ist er nicht gut, ist ge-
fährlich, ist schädlich, und die Kirche
würde gut, würde besser thun, wenn sie
ihn ihren Geistlichen frey stellte. Auf
diesen Gründen beruhet meine ganze Be-
hauptung, und wer da wider Orthodo-
xie etwas zu finden glaubt, dem ver-
biete man auch die Bibel. Mein erster
Satz in meinem letzten Briefe war:
Die Kirche hat noch wichtigere Gründe,
den Geistlichen den Eclibat frey zu stel-
len, als die Feiertage einzuschränken.
Wenn die Kirche sieht, daß ein Gebot,
welches sie gemacht hat, entweder aus
Aenderung der Umstände, der Zeit, oder
andrer Zufälligkeiten, seinen Zweck nim-
mer



mer erreiche und die guten Absichten immer erfüllt werden, so meyn' ich, und mit mir gewiß jeder Rechtschaffne, die Kirche handle äußerst klug, und dem Willen Gottes und selbst ihrer Pflicht gemäß, wenn sie Verbindlichkeiten nachlasse, die selbst Gott nicht fordert, und ein Gebot aufhebe, welches ihre Kinder, für deren Heil sie als Mutter wachen muß, ohne Absicht drückt, und, anstatt ihnen nützlich zu seyn, sie der Gefähr zu sündigen aussetzt. Und ich denke, daß es mit dem Eälivate wirklich so ist. Ja, ich denke noch mehr, ich denke, daß in unsern Zeiten iht mehr Böses daraus folge, als Gutes. Aergerniß war von jeher, komm' es nun, woher es immer mag, der gefährlichste und schädlichste Stein des Anstoßes für die Welt. Kömmt es nun gar von jenen her, die das Volk zur Tugend und Vollkommenheit leiten, und durch die Gefah-



ren dieses Lebens zum Zweck aller Heiligkeit, zu Jesu Christo führen sollten, so wirkt eine einzige solche Handlung mehr auf die Herzen der Menschen zu ihrem Verderben, als die herrlichsten Tugendbeispiele, und die kernhaftesten und eindringlichsten Ermahnungen zu ihrem Heile. Nun, hochwürdiger Herr, auch der rechtschaffenste Mann, der eifrigste Geistliche kann diese Aergernisse nicht allemal verhindern. Es giebt kleine Seelen, denen jeder Tritt zum Aergernis Anlaß giebt. Es giebt feile Seelen, deren Geschäfte Verläumdung ist, und die aus der gleichgültigsten, ja aus der besten Handlung Absichten herausgrübeln, die die Farbe der Hölle tragen. Was wird bey den andern geschehen, die aus Schwachheit sich in der That vergessen, oder die sich aus Gewohnheit versündigen, und wider die Keuschheit handeln? Wie tief muß sowohl ihr persönliches

ches Ansehen, und mit diesem das Ansehen der übrigen Geistlichen fallen! Wie gering wird folglich der Eindruck werden, den die heiligsten Geheimnisse unserer Religion auf das Volk machen! Wie bedauernswerth müssen jene Seelen seyn, die das Unglück haben, unter der Aufsicht eines solchen Mannes zu stehen, der in das Laster der Unkeuschheit verfallen ist! — Dieß sind fürchterliche Folgen des Zwanges zum Calibate, die aber alle verhütet werden könnten, wenn man sich entschließen wollte, diesen Zwang aufzuheben. Herr, ich kenne Männer, im übrigen die brauchbarsten, rechtschaffensten Männer, nur unglücklich in diesem Stücke, und vielleicht nicht nur unglücklich für dieses Leben, sondern für die endlose Ewigkeit. *Melius est nubere*, sagt Paulus, *quam ui-* Siehe ein Laie in diesem Stücke Gefahr, so kann er sich helfen und selig werden.



Aber der Geistliche muß harren, und —
ist er nicht stark genug, den Streit bis
ans Ende ritterlich auszufreiten, —
muß zu Grunde gehen. Herr Pfarrer,
das ist fürchterlich, zum Schaudern
fürchterlich!

den 4 Julius, 1781.

Ihr

W—o—g.

N. Sch. Petrus verließ sein Weib,
aber nicht auf Gottes Befehl, und nicht
einmal auf seinen Rath, denn davon
steht in der Schrift kein Wort. Und
wenn er es gar ohne Einwilligung des
Weibs gethan hätte? Auch davon steht
in der Schrift kein Wort!

17.

Da haben Sie wieder schön herum-
gestreift, mein lieber Zelte,
haben von Aergerniß, Verläumbung,
von Gefahr der Unkeuschheit und der ewi-
gen Verdammniß gepredigt und gelärmt,
als wenn der Geistliche mit seinem Eali-
bare unumgänglich nothwendig verdammt
werden müßte. Ja, Herr, wenn man
die Leute zum geistlichen Stande zwänge,
wenn sie die Gnade des Herrn nicht
hätten, oder wenn die Versuchungen
stärker seyn könnten, als Gottes Gna-
de, dann hätten Sie vollkommen Recht.
Aber würde man bey der Standeswahl
hübsch langsam zu Rathe gehen, sich zu
diesem wichtigen Stande mit Genauig-
keit vorbereiten, in dem Stande sein
eingezogen leben, seinen Schritt wagen,
den man nicht auf jeder Seite zuver wohl
betrachtet hätte, der Gnade Gottes alle-

C 6

mal

mal und in jeder Gelegenheit getreu leben, Gott zur Zeit der Versuchung um Gnade bitten, die Gelegenheit zum Falle meiden, und, wäre das nicht möglich, wenigstens aus der nächsten Gelegenheit zur Sünde eine entferntere zu machen suchen, — so wäre dem Vergerniß und der Gefahr des Unzertiegens in der Versuchung gesteuert. Aber was geschieht meistens? — Der Mann, welcher fällt, hat sich nicht gehütet, oder hat gar seinen Fall gesucht. Und muß denn der Eelibat an jedem Vergehen der Geistlichen Schuld seyn? Das werden Sie doch nicht etwa auch behaupten wollen?

den 10 Julius, 1781.

Ihr

K — u — r.



Hochwürdiger Herr!

Sa, ja, das ist nun freylich wahr, wenn der Geistliche immer seinem Stande, den Pflichten seines Standes, und der Gnade Gottes getreu bleibe, und nie sündigte, dann würde er — nie sündigen, und noch weniger Gefahr laufen, ewig zu Grunde zu gehen. Aber ich meyne, die Rede war hier nicht davon, wie der Geistliche seyn sollte, sondern wie er bey dem Zusammenflusse der igitigen Umstände ist. Und dann bleibt es noch immer bey'm Allen, daß für unsre Welt der Zwang zum Cölibate sehr unschicklich sey, nicht nur was die Gefahr, wider die Verbindlichkeiten des Cölibats zu scheitern, sondern auch, was den übrigen Lebenswandel betrifft, indem es dem einsamen Geistlichen unendlich schwerer fällt,



fällt, als es dem Verhehllichten fallen würde, seinen Pflichten nachzuleben.

Erinnern Sie sich noch an unsere Reise, die wir den letzten Sommer mit einander durch die katholische Schweiz machten? Ich zeigte Ihnen dort ein Pfarrhaus, bey dessen Anblicke mir ein Seufzer entfuhr, den ich gerne unterdrückt hätte. Sie setzten mir damals lange zu, daß ich mich doch über die Unruhe meines Herzens, die ich äusserte, näher erklären möchte. Ich fand es aber dort gewisser Umstände wegen nicht für gut. — In diesem Pfarrhause ist ein Mann, der fast in jedem Betrachte seines gleichen nicht hat, und der bey dem allem doch lange den Ruhen nicht schafft, den er schaffen könnte, und ohne Zweifel schaffen würde, wenn er verheyrathet wäre und eine liebenswürdige Gattinn zur unzertrennlichen Gefährtinn
seines



seines Lebens hätte. Der Mann sitzt dort einsam auf einem Dorfe, das einige Meilen ringsumher von Städten entfernt liegt. Er hat eine treffliche und ausserlesene Bibliothek, versteht seine Theologie nicht blos theoretisch, wie unsere Pedanten, sondern praktisch aus dem Grunde, ist ein wackerer Philosoph, und rechnet sich nicht zur Schande, etwas mehr von den schönen Wissenschaften zu verstehen, als gemeiniglich Leute mit schwarzen Nöcken pflegen. Er hält genau auf Ordnung, und weidet seine Herde mit Eifer und Liebe. Aber wo ist der Mann, der nicht wenigstens Eine Stunde, Einen Tag unter die leeren Stunden rechnen kann, worinn er sich von seinen Arbeiten erholen, und, wie man sagt, ausschweifn möchte. Wo soll dich unser Geisllicher thun? Am Studierstulle? Da sitzt er ja ebnem immer! Er geht also, sucht sich Leute, sucht

suche Gesellschaft, und die vornehmste im ganzen Dorfe ist — des Vogts Wirthschaft. Da muß er sich nun zu den Vergnügen seiner Gesellschaft herablassen, muß mit aus Glas trinken, muß thun, wie der Herr Vogt und die übrigen. Zur Ehre des Herrn Pfarrers wird ein altes Glas vom besten aufgesetzt, und weil das so unmerkelt hinabrinnt, so wird man geschätzt, redet beherzter und freyer, — und verliert, wenns noch gut geht, im Zimmer seine geistige Fassung, auf der Gasse den festen Tritt, und hutmach — den Respekt und das Ansehen. Kommt morgen der Herr Pfarrer vor des Wirths Stube vorbey, so erinnert man sich an die geistige Verdorrenheit, und vergißt, was man nie vergessen noch verlieren sollte — die gehörige Schätzung. Wie unendlich tief muß auf diese Art der Nutzen herabsinken, den die unermüdete Arbeit eines solchen

chen Mannes schaffen könnte? Ein einziger solcher Abend zerstört die ganze lange Bemühung. Hätte dieser Mann eine Gattin, so würde er seine Erhellungsstunden in ihrer Gesellschaft zubringen, würde sein Volk durch Beyspiele der ehelichen Liebe und Einigkeit und christlichen Erziehung erbauen, und für sich sowohl, als das Volk unendlich glücklicher und vergnügter seyn. Nun wissen Sie, warum ich damals seufzte. Ich bedauerte, daß man heut zu Tage noch so unverbrüchlich auf Vorurtheile hält, und denselben zu Lieb so viel Gutes nicht stifтет, als man könnte und sollte. — Machen Sie aus diesem nun auch ein Argumentum a minori ad maius! Dieses geringe Mergerniß dieses sonst so rechtschaffnen Geistlichen hindert schon so viel Gutes, was müssen erst bey lüderlichen Geistlichen die großen Ausschweifungen wider die Gebote des Herrn bewir-



wirken! Man könnte helfen, könnte das
Heirathen gestatten, könnte so viele
Seelen retten, aber nein! es war vor
Zeiten schon so, also solls auch heute noch
so bleiben! —

den 17 Julius, 1781.

Ihr

W—o—g.

19.

Mein Freund !

Ihr Schluß wäre also: Der Geistliche soll heyrathen! Man gebe ihm also seine Frau! Wird nun damit allen Vergernissen, allen Unordnungen, allen Ausschweifungen abgeholfen, wird damit alles gethan seyn? Warum sieht man denn unter Euch, meine Herren, so viel unglückliche Ehen, warum so viel Vergerniß und Laster, wenn das Heyrathen ein so kräftiges Mittel dawider ist? O, was für ein herrliches Beispiel wäre es doch, wenn man sagen müßte: „Heute haben sich der hochwürdige Herr Pfarrer und seine liebe Ehehälfte am Kragen getriegt, heute haben der Herr Kaplan mit der Frau Pfarrerin geschäkert, heute haben der Herr Sohn des Herrn Pfarrers der Frau Nachba-

I

rinn

rinn eine Scheibe eingeschmissen, heute können der Herr Pfarrer keine Predigt halten, weil die Frau Pfarrerin in die Wochen gekommen ist, heute,, — Doch wer will sich den Unsinn allen denken, den man täglich hören müßte! Hören Sie, Freund, wenn man Ihre Briefe so vom Blatte weg liest, so möchte man wirklich glauben, es wäre so, wie Sie sagen. Sie schildern alles so lebhaft und leicht, daß es nur eine Lust ist! Ihren Herrn Pfarrer da in der katholischen Schweiz zum Besfriele malen Sie so dichterisch her, daß man meynet, man müsse eine Gattinn an seinem Arme sehen. Aber giebt es lauter solche Geistliche, giebt es lauter solche Frauen, wie Sie haben, die die lieberlichen Geistlichen gut machen und die Guten gut erhalten würden? — Ich sah eben Ihren Brief nach, worinn Sie mir Ihre Sätze schrieben, die Sie mir beweisen

woll.

wollten. Bis auf Einen haben Sie alle
abgehandelt, und ich dagegen geantwor-
tet. Hier und da fällt mir freylich noch
so ein Wort dazwischen bey. — Zum
Beyspiele — doch davon nächstens! U-
so auch dem Staate wärs nützlicher,
wenn der Geistliche eine Frau nähme?
Sie sehen tief, lieber Mann, tiefer als
ich! Der Beweis also wäre?

den 24 Julius, 1781.

Ihr

K-u-r.

Schon wieder aus dem Geleise,
mein lieber Herr Pfarrer! Mich
nimmt wirklich Wunder, daß Sie mir
nicht auch noch Herrn Weltheims Ket-
tichbeet *) gegen die Ehe der Geistlichen
anzuführen! — Wenn unter uns Welt-
leuten üble Ehen sind, wenn es unter
den Geistlichen üble Ehen gäbe, wenn
wäre es zuzuschreiben? Etwa dem Wes-
sen

*) S. Weltheims Chronologen 7ter Band,
S. 242. Herr Weltheim glaubt, daß
durch die Aufhebung des Ehelichts die
Bevölkerung der Erde aus ihrem
Gleichgewichte gerufen würde — ver-
muthlich nur aus dem Grunde, weil
er nun einmal seine Freude daran
findet, Paradoxa zu behaupten und den
Leuten zu nez zu sagen, daß Schwarz
Weiß sey.

fen der Ehe, dem Sakramente, der Gnade? Wäre es denn nothwendig, daß jeder Geistliche heyrathen müßte? — Ereignete sich auch wirklich alles das, was Sie in Ihrem Briefe Schönes geschrieben haben, so wäre es bloß Liederlichkeit des Geistlichen, nicht Folge der Ehe. Und kann sich der verschchnittene Geistliche nicht eben so und noch größer vergehen? O, was für ein herrliches Beyspiel wäre es doch, wenn man sagen müßte (und muß man es nicht alle Tage zur Schande unsers Christenthums, und zum Gespötte von unsern Glaubensgegnern sagen?) „Heute haben sich der Herr Pfarrer mit einem Zehndbauern geschlagen, heute haben der Herr Pfarrer mit der Jungfer Haushälterinn geschäkert, heute haben der Herr Pfarrer einer armen Wittwe auf Pfänder geliehen, heute haben der Herr Pfarrer keine Messe gelesen, weil Sie Ihr gestri-



ges ehrwürdiges Räuschen ausgeschlafen haben, heute haben der Herr Pfarrer eine Taufe in Ihrem eignen Hause u. u. Klingt Ihnen dieß vielleicht schöner in den Ohren, mein lieber Mann, als die Beschreibung der Auftritte, die Ihre poetische Einbildungskraft in einem Pfarrhause, wo der Pfarrer verheyraethet ist, malte? Und das sind doch meistens Folgen aus dem Zwange zum Eelibate.

Daß es dem Staate nützlich wäre, wenn man den Geistlichen nach Gottes Beyspiele den Eelibat frey stellte, liegt so tief nicht vor unsern Einsichten verborgen, als Sie etwa glauben. Von Bevölkerung, vom größern Umlaufe des Geldes und dergleichen Vortheilen sag' ich nichts, sondern verweise Sie auf die Schrifte, die unter der Aufsicht eines gottseligen Bischofs zu Rheims in Frankreich herauskam. Ich betrachte allein
den

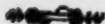
den sittlichen Nutzen, der daraus entspringen würde, und welchen zu befördern die wichtigste Sorge seyn sollte. Dann, lieber Herr Pfarrer, kann man sagen: der Staat blühe, im Staat sey Glückseligkeit, wenn die Glieder des Staats Gottes Verordnungen aus wahrer Ueberzeugung mit Standhaftigkeit erfüllen, und sich genau an die Gesetze des Landesfürsten halten, nicht nur aus Zwang und Furcht, sondern aus eignen und gewohnten Trieben zur Rechtschaffenheit. Nun, mein lieber Herr Pfarrer, was trägt meistens zu diesem sittlich guten Betragen der Menschen bei, oder vielmehr, von was hängt es ab? Von des Landesfürsten und der übrigen Häupter am Ruder des Staats eigener Rechtschaffenheit und weiser Herrschemethode, vorzüglich aber von dem guten Betragen der Geistlichkeit, die das Volk als Diener des Herrn und als ihre Weg-



weiser zur Glückseligkeit ansieht, zu welcher ein christliches und tugendhaftes Leben die einzige Vorbereitung ist. Geht aber der geistliche Hirt selbst nicht auf der von Gott durch seine Gesetze angewiesenen Bahn, lebt er selbst wider Gottes Gebote seiner Herde zum Nergerniß, was wird daraus folgen? Verwirrungen im Staate, Aufruhr, Empörungen, Verderben, Unheil, Zerfall des Staates u. s. w.

Die meisten, und ich darf sagen, die einzigen Vergehen unsrer Geistlichen sind Geldgierde, Unmäßigkeit im Trinken, und Handlungen wider die Keuschheit. Diese würden größtentheils gehoben. Wären diese gehoben, so wäre der Geistliche rechtschaffen, mit ihm das Volk und der Staat glücklich.

Freilich könnte man sagen, der Mann, der einzeln für seine Person schon
eine



eine so große Summe Geldes zusammenwuchert, würde noch mehr wuchern, wenn er für Frau und Kinder zu sorgen hätte. Aber könnte die Frau, die des Mannes innigste Freundin ist, ihn nicht von dem Werthe des Geldes belehren? Würden sich nicht selbst die Bedürfnisse des Mannes erweitern, und ihn von selbst überzeugen, daß das Geld nur das Mittel sey, sich die Nothwendigkeiten und etwa auch die Bequemlichkeiten des Lebens zu verschaffen? Wäre er nicht so zu sagen gezwungen, seinen Geldkasten aufzuschließen, und seinem Geitze auf den Kopf zu treten? Würde er seiner Gattinn, die er liebt, etwas mangeln lassen? Und kann eine Brust, von Liebe besetzt und gewärmt, hartherzig bleiben? — Ein paar Jahre des Ehestandes würden den Mann von Geldgierde und Wucher heilen. Und gesetzt, der Eusliche wirthschaftete verheyrathet mehr als zu-



vor, so wirtschaftete er mit mehr Recht als zuvor, nämlich für sich und seine Gattinn und Kinder. Immer besser, als verwendete ers aufs Spiel, oder römischen Witzjins! Und sogar noch besser, als wenn er sein Gold an Pracht steinerter Tempel wendete, und dabey die lebendigen Tempel Gottes, arme Mitmenschen, mit einer harten Buchermiene naht herum laufen sähe.

Den unmäßigen Trunk würde sich der verhehlichte Geistliche eben so bald abgewöhnen. Bisher gieng er aus langer Weile, aus Mangel einer Unterhaltung, oder auch aus Gewohnheit, die er vom Studentenstande in den geistlichen mit sich herüber gebracht hat, zum Trinken. Fände er nun Gesellschaft in seinem eigenen Hause, bey Frau und Kindern, so würde er da seine Erholungsstunden mit Vergnügen und Nutzen zubringen.



bringen, oder doch wenigstens aus Einschränkung der überflüssigen Ausgaben, worunter das Trinken gewiß gerechnet werden muß, zu Hause trinken, folglich nicht so viel trinken, und nach und nach diesen Hang ganz verlieren. Aber gesetzt, er tränke verhehlicht wie zuvor, so wird er wenigstens von dem abscheulichen Uebel der Unkeuschheit geheilt. Dieß sehen Sie von selbst ein, hochwürdiger Herr, ohne daß ich mich darüber näher erklären muß. Es ist ein sicheres Mittel, von Gott selbst angerathen. Warum soll der Geistliche allein weniger Mittel wider die Sünde haben als der Laie? — Da wäre also mein Sag! Das Glück und Wohlfeyn des Staats hängt von der Rechtschaffenheit der Glieder des Staates ab, diese von der Rechtschaffenheit der Geistlichen, diese von der Heilung ihrer gewöhnlichen Vergehungen, und endlich diese Heilung von der
heil-



heilſamen Befreyung vom Zwange zum
Celibate. Nun ſagen Sie Ihr Wort
dazwiſchen, hochwürdiger Herr, daß
Ihnen im letzten Briefe ſchon aus den
Zähnen guckte. Ich will indeſſen aus-
ruhen, und bin

den 31 Julius, 1781.

Ihr

W—o—g.

21.

Lieber Freund!

Wenn aber der verehelichte Geistliche doch wucherte? Wenn er doch tränke? Wenn er, seiner Gattin und seinem Schwure nicht getreu, eben so ausschweifend wäre, wie zuvor? Wäre dann der Staat auch glücklich mit so einem hochwürdigen Manne? Gelt, Lieber, so ein Fall steht in Ihrem Systemchen nicht? Und so ein Fall wäre doch möglich. Doch was eifere ich mich so! Vermuthlich kommt Ihr Projekt nie zur Ausführung. Nun auf meine Bedenklichkeiten! Würde also das Heyrathen erlaubt, so heyrathete in Gottes Namen, wer da kann und mag, der reiche Geistliche, wie der arme, denn dieser würde sich Pauli Spruch: *Melius est unbere,* auch zu Nuge machen wollen.

Dann



Dann würde es geschehen, daß der hochwürdige Herr mit seiner lieben Hälfte und Kindern ihr Brod von Hause zu Hause betteln müßten, und das wäre herrlich! Der Klostergeistliche sagt auch: *Melius est ubere, quam uri*, und da gäbs in einem Kloster Caserne und Spital, auch wieder herrlich! Ich mag Ihnen das Ding nicht weiltläufiger auseinander setzen, mein Kopf ist mir zu warm. Denn ich nahm mir diesen Abend die Mühe, alle Ihre Briefe noch einmal ganz ununterbrochen durchzulesen. Wie mir dabey ward, kann ich Ihnen nicht sagen. Es fielen mir tausend Einwürfe gegen Ihre Behauptungen bey, und wenn ich einen haschen und verfolgen wollte, so ward er von einem andern wieder verdrängt. Ich habe mein mögliches gethan, habe für den Eclibat nach allen Kräften gestritten. Findets nun einmal die Kirche und der Regent für besser,

fer, daß der Geistliche ein Weib habe,
je nun, so unterwerf ich mich ihrem
Urtheile, und denke: Die Kirche wird
wissen, warum sie so was thut. Ich
meines Theils erlebe diese Aenderung doch
nimmer. Dieß wäre also von dieser
Materie mein letzter Brief. Denn ich
will durchaus nichts mehr davon reden.
Sie werden freylich auf diesen noch ant-
worten wollen. Sey es! Ich bin des-
wegen doch unaufhörlich

den 7 August, 1781.

Ihr

K-u-r.

Hochwürdiger Herr!

Sa, lieber Herr Pfarrer, so ein Fall steht in meinem Systemchen wohl, wie er im Ihrigen stand. Es ist möglich, daß ein verhehlter Geistlicher nachher eben so ausschweifend würde, als vorher, und es würde auch bey einigen so geschehen. Aber gegen die Zahl derjenigen gerechnet, die sich in der Ehe bessern und rechtschaffne Männer würden, kann man diese wenigen nicht einmal in Anschlag bringen. Und wenn sich so ein lüderlicher Mann nicht noch vor der Ehe besserte, könnte man ihm da nicht die heilsame Bedingung machen, daß er sich die Erlaubnis zu heyrathen erst durch sein gutes Betragen erkaufen, und sich erst würdig machen müsse, die Gnade dieses Sacraments zu empfangen?

gen? Wenn der Umstand, daß die Geistlichen endlich mit Frau und Kindern von Hause zu Hause betteln müßten, noch Ihre einzige Sorge ist, wenn dieß noch Ihre einzige Bedenklichkeit gegen die Ehe-
rath der Geistlichen ist, so beruhigen Sie sich nur *). Wie in jedem wohl-
ge-

*) Wie kommts, daß Herr W—o—g sich gegen seinen Gegner gewisser Mafsen niemals bedient, die doch wahr- scheinlich den Sieg ganz auf seine Seite lenken würden? Ich meine die Ehen der protestantischen Geistli- chen. Diese sehen es ja außer allem Streit, daß die Verheirathung der Geistlichen praktikabel sey. Sollte sie es etwa bey katholischen Geistlichen weniger seyn? Tausend würdige Geis- tliche unter den Protestanten haben den Mittelweg sehr gut zu verstehen gemußt, ihrem Amte und ihrer Familie in glei- chem Grade Genüge zu leisten, ohne Eines davon zu vernachlässigen.

U Anmerk. v. c. d. H.



geordneten Staate schon ein altes Herkommen ist, keinem Manne die Ehe zu gestatten, ders nicht beweisen kann, daß er seine Frau und Kinder ernähren könne, so würde man auch bey den Geistlichen einführen. Aber kann die Ehe bey dem armen Geistlichen nicht eben so möglich und bringend seyn? Sie kann es! Und würde sich da nicht jeder die möglichste Mühe geben, sich für jedes Amt seines Standes tauglich und brauchbar zu machen? Und der brauchbare Mann bleibe selten ohne Brod. Freylich würde bey einigen das Brod doch nicht hinreichen, mehrere zu ernähren. Aber da könnte man helfen! Man dürfte nur nicht so jedermann ohne Unterschied und ohne Gewissen zum Priester machen, wie es in einem gewissen Kirchenstrengel Mode ist. Man dürfte nur die Mönche von ihren Pfarren in ihre Klöster weisen, nicht Einem Geistlichen mehrere

Cano

Canonicate überlassen, unter Wissenschaft, Rechtschaffenheit und Adel keinen so erstaunlichen Abstand machen — O lieber Herr Pfarrer, tausend Mittel für Eines, wenn man nur wollte! —

Bei den Klostergeistlichen wäre vom Heirathen nur gar die Rede nicht. Würden einige aus ihnen säkularisirt, je nun, dann ließe sich auch davon sprechen. —

Sie wollen also von dieser Materie nichts mehr reden? Etwa, weil Sie meine Briefe noch einmal ununterbrochen durchgelesen haben? Etwa, weil Ihnen meine Briefe warm machten? Etwa, weil Ihnen Ihre Einwürfe beim Haschen nicht halten wollten? Etwa, weil Sie für den Calibat nach allen Kräften gestritten haben? Etwa, weil Sie ein *Filius minoris ecclesiae* seyn wollen, wenn der Kirche der heilsame Entschluß besonnen sollte? Etwa, weil — doch Sie fürchten — nicht doch — Sie hoffen diese Aenderung nimmer zu erleben! —



Aber wer weiß! Herr Pfarrer, wer weiß! Sie sind ja so alt noch nicht, kaum über 40 Jahre, und Vater Joseph herrscht ja! Und wenn Sie mir ein einziges gutes Wort geben, so kann ich vielleicht — doch da haben Sie meinen ganzen Vorschlag! — Wenn mein Projekt in Ihren Augen keine Abscheulichkeit nach und nach verlieren und Ihnen etwa gar gefallen sollte, je vum, so wäre mirs auch so, daß ich nicht der erste seyn möchte, der seinen Gefallen dran zeigte. Denn da könnten einem die Leute gleich nachsagen — Sie wissen wohl, was für ein arges Maul die Welt hat — kurzum, Herr Pfarrer, Sie sollen nicht der erste seyn, der gegen den gezwungenen Ehelib nur gleichgültig würde. Aber eine Zeitschrift will ich aufsetzen, (eine Skizze davon lege ich diesem Briefe bey,) an unsern großen, lieben Menschenfreund und Vater... , daß er unter seinen andern Sorgen für
das

das Wohl und Glück seiner Kinder und den ganzen Staat auch an unsere liebe arme Geistliche denke, und sie glücklich zu machen suche, für die Tage ihres Lebens und der endlosen Ewigkeit. —

Und diese Putzchrift nehmen Sie einmal mit, wenn Sie zusammenkommen bey Ihrem Kapitel, oder wie mans heist. Wenn man dann da nach der Tafel das Defert aufgetragen hat, so ziehen Sie Ihre Schrift aus der Tasche, lesen Sie Ihren Herren Confratribus vor, und ich bin kein christlicher Seel, wenn nicht vom Defert bis auf den Kapitelbothen als les unterschreibe, Ihren Namen mitten unter die andern — so ist alle Bedenklichkeit gehoben. — Dieß also von dieser Materie! Nächstens schreib ich Ihnen eine Begebenheit zwischen meinem größern Knecht und des Begis Sohne. Sie kennen beide. Ich bin ewig Ihr treuer Freund
den 13 Auguß, 1781.

W—o—g.

C 3

M

Monarch!

Vater!

Gehen einmal brach ein Strahl aus der schweren, angstreichen Dämmerung und verstrich uns Licht: aber es war nur Schein des Lichts, kam nicht zum vollen Schimmer, und ward wieder erloscht von der Laß der dunkeln Nacht. Es blieb Nacht! — Nun bist Du, großer Kaiser, noch der einzige Vater, auf den wir uns und unser Sehnen nach Freiheit vom Zwange stützen.

Wie manches edle Herz Deiner Kinder, die dem Altare dienen, schwächet in ungerichtetem Glauben, schwermüthiger Einsamkeit, und unnatürlichen Erbeten, wie manches lernt und muß ausschweifen, weil es den Weg der Natur nicht gehen darf! Erlössete Du jenes, sähet dieses jenseit, beglückte beide!

¶



Es ist nicht gut, daß der Mensch allein ist. Sieh, wir sind allein, und fühlen die Wahrheit des göttlichen Ausspruchs! Aber Du, den Gott selbst zum Ausführer Seines Wortes, zum Beschützer Seiner Religion, und zum Vater Seiner Kinder aufgestellt hat, vollzieh, was ein Gott sprach, und ein zu hartes menschliches Gesetz vernichtete!

Gieb uns Gattinnen, wie Gott dem ersten Menschen! Ahme Gott nach! Mache die Sitten blühen, die Religion glänzen, mache den Staat glücklich! Mach, daß eine frohe Schaar Deiner Kinder jauchzend Dir danke; danke, für ihr eignes Wohl, für das Wohl der Religion, für das Wohl des Staates!

Ep



Sey Vater! Der Egen Deiner
Kinder ist des Vaters Egen. Amen.

N. N.	N. N.
N. N.	N. N.
N. N.	N. N.
N. N.	N. N.
N. N.	N. N.
N. N.	N. N.

